

*Year: 2010*

## **Die Wissenschaften und die Frage nach dem Menschen**

Angehrn, Emil

Posted at edoc, University of Basel

Official URL: <http://edoc.unibas.ch/dok/A5401654>

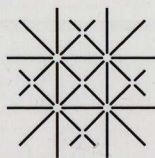
Originally published as:

Angehrn, Emil. (2010) Die Wissenschaften und die Frage nach dem Menschen. Basler Universitätsreden, H. 108. Basel.

UNIVERSITÄT BASEL

# Emil Angehrn

## Die Wissenschaften und die Frage nach dem Menschen



UNI  
BASEL

Schwabe Verlag Basel



**Emil Angehrn**

**Die Wissenschaften und die Frage nach dem Menschen**

70  
dass z. Zt.  
nicht auf-  
geschaltet  
werden

Basler Universitätsreden 108. Heft

Rede gehalten am Dies academicus der Universität Basel

am 26. November 2010

Schwabe Verlag Basel

Reihe Basler Universitätsreden, herausgegeben von der Stelle für  
Öffentlichkeitsarbeit der Universität Basel im Auftrag des Rektorats

© 2010 Schwabe AG, Verlag, Basel · [www.schwabe.ch](http://www.schwabe.ch)  
Gesamtherstellung: Schwabe AG, Druckerei, Basel/Muttenz  
Gestaltung: Lukas Zürcher, Riehen  
ISBN 978-3-7965-2736-4

## Die Wissenschaften und die Frage nach dem Menschen

«Alle Menschen streben von Natur nach Wissen»: Mit diesen Worten beginnt eines der ältesten Gründungsdokumente der europäischen Wissenschaftskultur. Es ist der erste Satz der *Metaphysik* des Aristoteles aus dem vierten vorchristlichen Jahrhundert.<sup>1</sup> Die in dieser Schrift unternommene Besinnung auf die Grundlagen des Erkennens setzt ein bei einem ursprünglichen Bedürfnis des Menschen. Das Interesse am Wissen wird als ein grundlegendes, nicht auf anderes rückführbares Motiv des Fragens und Forschens aufgewiesen. Es kommt, so Aristoteles, schon in der elementaren Lust am Sehen zum Tragen, und es gilt gleichermassen für die Kontemplation des Weisen wie für die Forschungsarbeit des Wissenschaftlers. Erkenntnis als Selbstzweck, weder um der technischen Anwendung noch der ökonomischen Verwertung willen, steht für ein anthropologisches Bedürfnis und definiert gleichzeitig eine der Leitideen der Wissenskultur, der sich Individuen und Institutionen, in herausgehobener Weise Stätten der Wissenschaft wie Akademien und Universitäten, verschrieben haben. «Unter allen Freuden, deren der sterbliche Mensch mit Gottes Hilfe teilhaftig werden kann» – so heisst es in der Stiftungsurkunde der Universität Basel von 1459 –, ist nicht zuletzt seine Fähigkeit zu nennen, «durch beharrliches Studium die Perle der Wissenschaften zu erlangen», die ihn unter den Geschöpfen auszeichnet und ihm «den Weg zu einem guten und glücklichen Leben weist»<sup>2</sup>.

<sup>1</sup> Aristoteles, *Metaphysik* 980 a 20.

<sup>2</sup> Stiftungsurkunde der Universität Basel vom 12. November 1459 mit Siegel von Papst Pius II., Staatsarchiv Basel-Stadt, St. Urk. 1658 (gr).

Was aber heisst das? Worin besteht das Wissenwollen um seiner selbst willen? Wonach strebt der Mensch, wenn er nach Erkenntnis strebt? In welchem Sinn bildet das Wissen selbst ein Ziel, und inwiefern lässt sich das, was Wissenschaftler tun und was die Idee der Universität meint, von diesem Ziel her begreifen?

### *1. Das Streben nach Wissen und die Idee der Wissenschaft*

Wissen wird um seiner selbst willen erstrebt. Natürlich geht es darin nicht auf. Zum Wert des Wissens gehört auch, dass es praktisch umgesetzt und für vielfältige Zwecke genutzt werden kann; der Umgang mit Wissen bildet einen wichtigen Faktor im kulturellen und ökonomischen System der modernen Gesellschaft. Doch ist es wichtig, neben der funktionalen Einbindung die Eigenlogik, ja, den Eigensinn des Wissenwollens hervorzuheben. Er ist nicht nur negativ durch die Freiheit von Gebrauchszusammenhängen, sondern ebenso positiv durch ein eigenständiges Interesse am Suchen und Erkennen definiert, auch durch eine spezifische Befriedigung, die dem Wissen als solchem innewohnt und die Aristoteles letztlich mit der emphatischen Idee des Glücks verbindet, das nach ihm die reine Erkenntnis auszeichnet. Max Weber hat die Begeisterung und eigentümliche Leidenschaft betont, ohne welche auch im spezialisierten Forschungsbetrieb keine wirkliche Leistung möglich sei.<sup>3</sup> Das unbeirrte Verfolgen einer Fragestellung gehört wie das Glück des Entdeckens zum Wesen des Forschens und Erkennens.

Dem Eigensinn aufseiten des Erkennens entspricht aufseiten der Institution der Freiraum, der diesem gewährt wird. Die Autonomie, welche nie eine vollständige war und die Universität nicht aus der Gesellschaft herauslöst,

<sup>3</sup> Max Weber, «Wissenschaft als Beruf» (1919), in: ders., *Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre*, hrsg. von Johannes Winckelmann, Tübingen: Mohr Siebeck <sup>4</sup>1973, S. 582–613, hier S. 589.

gehört in verschiedenen Ausprägungen zur Geschichte der europäischen Universitäten – von der durch päpstliche oder fürstliche Privilegien gesicherten Körperschaft mit eigener Gerichtsbarkeit bis hin zur Freiheit wissenschaftlicher Lehre und Forschung gegenüber staatlichen und religiösen Autoritäten, wobei heute ebenso sehr die Selbständigkeit gegenüber gesellschaftlichen Mächten und ökonomischen Zwängen zur Diskussion steht.

Nun steht in solchen Auseinandersetzungen nicht Wissen überhaupt, sondern die spezifische Erkenntnisform der Wissenschaft in Frage. Verschiedene Merkmale kennzeichnen diese Wissensform, die für die europäische Kultur prägend geworden ist. Nicht jede Art von Wissen hat an ihr teil. Wir haben als Individuen vielfältiges Alltagswissen, das uns bei der Meisterung der Lebensprobleme hilft; Gesellschaften besitzen religiöses Wissen, Erfahrungswissen und Traditionen, die ihnen Orientierung bieten und Deutungen der Welt entwerfen. Von solchen Wissens- und Glaubensformen unterscheidet sich Wissenschaft durch ihren Methodencharakter, ihren Wahrheitsanspruch und ihre spezifische Allgemeinheit.

Wissenschaft ist ein methodisch erworbenes, begründetes Wissen: ein Wissen, das nach bestimmten Regeln der Datenerhebung und -interpretation zustande kommt und einen Anspruch auf objektive Wahrheit erhebt. Mit ihm verbinden sich Ideale der Klarheit und rationalen Transparenz, ein Ethos des Begründens und Rechenschaftsablegens sowie ein Streben nach Universalität und unbegrenzter Erkenntnis, wie es zumal den expansiven Forschungsgeist moderner Wissenschaft kennzeichnet. Eines der eindrucksvollsten Zeugnisse dieses Geistes ist das Projekt der Enzyklopädien im Zeitalter der Aufklärung: als Versuch, das kumulierte Wissen der Menschheit systematisch zu versammeln und öffentlich zugänglich zu machen – wobei auch die heutigen Online-Versionen dieses Projekts bedeut-



same Realisierungen dieser Vision und in ihrer kulturellen Stellung noch gar nicht wirklich erfasst sind, nicht nur im Blick auf die ins Unermessliche gesteigerte Informationsfülle, sondern ebenso auf die menschheitliche Dimension einer durch keine Zentralinstanz regulierten umfassenden Wissensutopie. Allerdings wird darin auch das Problem der von niemandem mehr aneignbaren Wissensfülle deutlich, eines nicht nur nach außen grenzenlosen, sondern ebenso intern nicht mehr strukturierbaren Wissens, dem gegenüber die fünfunddreissig Bände der *Encyclopédie* von Diderot und d'Alembert (1751–1780) die Kenntnisse der Menschheit noch unter der Leitidee eines *Dictionnaire raisonné* in ihrer systematischen Ordnung vereinigen wollten.

Die Wissenschaft selbst hat ihr Projekt allerdings nicht mit Blick auf eine *inhaltlich* umfassende Wirklichkeitserkenntnis verfolgt. Ihr universaler Anspruch gründet in der *Form* einer für alle Wissensgebiete gültigen Forschungs- und Darstellungsweise: Zur Diskussion steht nicht ein übergreifendes Lehrgebäude, sondern eine universale Wissenschaftslogik bzw. eine durchgehende Wissenschaftssprache. Zum Teil war diese an einer bestimmten Wissenschaft ausgerichtet, in der Neuzeit zunächst an der Mathematik, später der Physik – wobei sich die Modellfunktion verändert, wenn sie sich vom Formalen zum Inhaltlichen verschiebt und eine bestimmte Disziplin zur Grundlage allen Wissens werden lässt (mit der Gefahr der Totalisierung als Physikalismus, Biologismus etc.). In ihrem Grundzug jedoch hält moderne Wissenschaft Abstand zu inhaltlichen Visionen, die sie der Metaphysik, Religion oder Weltanschauungskultur überlässt. Ihr Zentrum ist nicht eine letzte Weltsicht, sondern eine bestimmte Grundhaltung des rationalen Erkennens und methodischen Forschens.

Solche Wissenschaft ist zur Signatur der Moderne geworden. Es ist bemerkenswert, dass die Staatsutopien der Frühen Neuzeit<sup>4</sup> zugleich Erziehungs- und Wissenschaftsutopien sind, welche der Pflege der Mathematik und Naturforschung eine zentrale Stellung einräumen. Dass der wissenschaftliche, der technische und der soziale Fortschritt Hand in Hand gehen, bleibt eine Grundüberzeugung des aufklärerischen Optimismus, der nicht nur das Wissen als technische Macht feiert, sondern auf die moralische und emanzipatorische Kraft des Wissens baut. Es ist ein Vertrauen, das der Gegenwart gründlich abhandengekommen ist.<sup>5</sup> Zwar ist Wissenschaft stärker denn je in das Funktionieren der modernen Gesellschaft involviert, in welcher die Erzeugung, Nutzung und Organisation von Wissen zur Quelle von Produktivität und Wachstum wird und je spezifische Verschränkungen zwischen Wissenschaft und Politik, Wirtschaft, Kultur und Medien sich herausbilden.<sup>6</sup> Wissenschaft übernimmt gesamtgesellschaftliche Orientierungsfunktionen in der säkularisierten Welt, wie sie auch im Alltagsleben allgegenwärtig wird – von den Kontroversen zum Klimaschutz über wissenschaftliche Expertisen in der Ökonomie bis zu neurologisch begründeten Konzepten der Lernförderung. Gegenüber anderen Formen des Wissens, der Lebenserfahrung und des praktischen Könnens genießt Wissenschaft in der Öffentlichkeit weithin eine privilegierte Autorität, die sie trotz kritischer Einstellungen zur Technik- und Wissenschaftsgläubigkeit nicht verliert.

<sup>4</sup> Thomas Morus, *Utopia* (1516); Tommaso Campanella, *Civitas Solis* (1623); Francis Bacon, *Nova Atlantis* (1627), *Novum Organon* (1620).

<sup>5</sup> Vgl. Gernot Böhme, *Am Ende des Baconschen Zeitalters. Studien zur Wissenschaftsentwicklung*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1993.

<sup>6</sup> Peter Weingart, *Die Stunde der Wahrheit? Zum Verhältnis der Wissenschaft zu Politik, Wirtschaft und Medien in der Wissensgesellschaft*, Weilerswist: Velbrück 2001.

Dennoch bleibt das Hochgefühl des Wissensfortschritts, das im 19. Jahrhundert noch dominierte, im 20. und 21. Jahrhundert nicht erhalten. Nicht nur ist das aufklärerische Vertrauen in den gleichzeitigen Fortschritt im Sozialen oder gar Moralischen geschwunden. Grundsätzlicher wird fraglich, wie weit der Kumulation des Wissens überhaupt ein wirklicher Fortschritt im Erkennen korrespondiert. Zivilisationskritiker des 20. Jahrhunderts beschreiben die Zerstreung und Partialisierung des Wissens, worin die fortschreitende Spezialisierung das Erfassen ganzheitlicher Zusammenhänge und die Verständigung zwischen den Disziplinen erschwert. Die Vermehrung des Wissens im Alltagsleben bedeutet nicht, dass die Welt den Menschen verständlicher geworden wäre. Zum Teil gilt der Vorbehalt dem unkontrollierten technischen Fortschritt, der die Menschen mit neuartigen Entscheidungen und unübersehbaren Handlungsfolgen konfrontiert. Zur abgründigen Herausforderung wird Wissenschaft schliesslich dort, wo sie sich gleichsam als System verselbständigt, als ein externalisiertes Wissen, das nicht mehr auf den Menschen als Subjekt des Fragens und Erkennens bezogen ist, sondern nach seiner Eigenlogik operiert und den Menschen allenfalls als Faktor des Kalküls in Rechnung stellt. Fluchtpunkt dieser Tendenz, wie sie in Science-Fiction und Negativutopien ausgemalt wird, ist nicht nur eine vom Menschen nicht mehr beherrschbare Überkomplexität, sondern letztlich eine Welt jenseits des Menschen – des Menschen als des Subjekts, *dessen* Erkenntnisstreben aller Wissenschaft zugrunde liegt und dem es in diesem Streben letztlich um sich selbst geht.

## 2. Vom Wissen zum Verstehen

Ihre innerste Grenze hat Wissenschaft darin, dass sie keine Frage nach dem Sinn der Dinge beantwortet. Sie ist ohnmächtig gegenüber der Radikalität von Kinderfragen, die auch bei einem Naturgesetz nach dem «Warum» fragen. Moderne Wissenschaft eröffnet keine umgreifende Wahrheit und gibt keine Auskunft über die Ziele des Lebens und der Wissenschaft selbst: Dadurch, nicht durch die äussere Begrenztheit ihrer Erkenntnisse, bewirkt sie die tiefste Enttäuschung bei denen, die in ihr Ersatz für den Glauben oder Orientierung für das Leben suchen.<sup>7</sup> Allerdings erscheint diese Unfähigkeit je nach Standpunkt in verschiedenem Licht: Während die einen den Verlust lebensweltlicher Bedeutung als Defizit einer vereinseitigten Wissensform anprangern,<sup>8</sup> wird die Freiheit von Sinnfragen von anderen als konstitutives Merkmal wissenschaftlicher Ratio hochgehalten. Wissenschaft soll die Erkenntnis dessen, was ist, vermitteln, nicht ethische Wertungen oder politische Stellungnahmen begründen.

Indessen bleibt, auch wenn man die Grundoption der wertfreien Wissenschaft teilt, eine Grenze anzuerkennen, die dem Faktenwissen als solchem anhaftet. Es ist die Grenze des blossen Wissens. Es ist die Grenze des Wissens, dass etwas ist, ohne tieferes Verständnis dessen, wieso es ist oder was es bedeutet. Wenn wir das Wissen als Selbstzweck beschrieben haben, so bleibt zu verdeutlichen, worin dieses Wissen besteht, das für den Menschen einen Eigenwert darstellt. Der aristotelische Eingangssatz, dass alle Menschen von Natur nach Wissen streben, ist zu ergänzen durch einen anderen Leitsatz, den Aristoteles mit Platon teilt und der lautet, das Staunen sei der Anfang

<sup>7</sup> Vgl. Karl Jaspers, *Die Idee der Universität*, Berlin/Göttingen/Heidelberg: Springer 1961, S. 16ff. und S. 45f.

<sup>8</sup> Edmund Husserl, *Die Krisis der europäischen Wissenschaften und die transzendente Phänomenologie* (1954), hrsg. von Walter Biemel (= *Husserliana*, Bd. 6), Den Haag: Nijhoff <sup>2</sup>1962, S. 4.

der Philosophie.<sup>9</sup> Danach bildet nicht einfach ein Nichtwissen, eine Leere, die aufgefüllt werden soll, den Anfang des Strebens nach Erkenntnis, sondern eine Konfrontation mit Phänomenen, die uns fremd und undurchschaubar sind – ein Staunen und Sichwundern, ja, ein Verwirrt- und Irritiertsein über ein Unverständliches, das danach verlangt, erklärt und begriffen zu werden. Die Sonnenfinsternis oder die irrationale Zahl sind für die antiken Autoren Beispiele. Das Streben nach Wissen, das den Menschen auszeichnet, ist nicht die bloße Neugier nach Kenntnissen aller Art, sondern ein Streben nach Verständnis: ein Bedürfnis, die Welt und uns selbst zu begreifen. Es zielt über das bloße Wissen hinaus, nicht zum Glauben, sondern zum Begreifen. Diesen Schritt zu betonen markiert einen Gegenakzent zur Verabsolutierung des Wissens: Es kommt nicht darauf an, alles Mögliche zu wissen, sondern darauf, zu verstehen. Nietzsche hat mit Blick auf die historische Gelehrsamkeit seiner Zeit den leeren Erkenntnisüberfluss verhöhnt. Goethes Faust hat den *cursus* durch alle vier Fakultäten der mittelalterlichen Universität – «Philosophie, Juristerei und Medizin, und leider auch Theologie» – absolviert und ist doch «so klug als wie zuvor». Auch wenn uns nicht notwendig, wie Faust, die Frage umtreibt, was die Welt im Innersten zusammenhält, bleibt der Abstand zwischen blossem Wissen und Verstehen unübersehbar – in einer Kultur, in der Wissensbestände mehr denn je grenzenlos verfügbar scheinen und zugleich eine Art Fetischisierung des Wissens stattfindet. Die eigenartige Konjunktur der Wissensquizspiele, in denen es etwa darum geht zu wissen, welches die westlichste Insel Ostfrieslands ist oder zu welchem Adelshaus die Schwiegermutter der englischen Königin gehört, macht die Frage aufdringlich, ob

<sup>9</sup> Aristoteles, *Metaphysik* 982 b 12–14 und 983 a 13f.; Platon, *Theaitetos* 155 d.

es sich lohnt zu wissen, was man wissen kann. Jeder kann heute jederzeit fast alles wissen – und gleichzeitig in fast allem unkundig sein. Das Internet hat darin seine Vorgängergestalt in der Bibliothek, die in literarischen Fiktionen – etwa in Borges' *Bibliothek von Babel* oder der Wiener Hofbibliothek in Musils *Mann ohne Eigenschaften* – in ähnlicher Weise zwischen Unermesslichkeit und Unheimlichkeit, unendlichem Wissen und Wissensabgrund oszilliert.

Nicht Wissen, sondern Verstehen ist das Erstrebte. Nicht einfach Wissenwollen, sondern Verstehenwollen zeichnet den Menschen aus. Was heisst das?

Zum einen geht es darum, dass nicht nur Daten registriert und Informationen akkumuliert, sondern dass ein Gegenstand intellektuell so durchdrungen wird, dass in ihm Zusammenhänge sichtbar werden, die ein Verständnis dessen, worum es geht, ermöglichen. Die intellektuelle Haltung der Neugier, die für den Erkenntnisfortgang unverzichtbar ist, ist nicht dessen alleinige Grundlage. Nicht jeder Zuwachs an Daten und Dokumenten vertieft unsere Kenntnis eines Geschehens. Schematisch wird die logische Differenz zwischen Verstehen und blossem Zur-Kennntnis-Nehmen auch so formuliert, dass es nicht um ein Wissen-dass, sondern ein Wissen-warum geht. Verstehen erfasst etwas von einer Ursache her, durch Subsumtion unter Gesetze, mit Blick auf bestimmte Funktionen, als Teil eines Bedeutungszusammenhangs. In welcher Weise solches Verstehen näher zu spezifizieren ist, bildet das weite Feld der Methodendiskussion, in der je nach Sachgebiet und Forschungslogik unterschiedlichste Faktoren und Kriterien ins Spiel kommen. Dabei meine ich, wenn ich hier von «Verstehen» spreche, nicht den Verstehensbegriff im engen Sinn, der in einem Strang der Wissenschaftstheorie des 19. und 20. Jahrhunderts als Gegen-

begriff zum «Erklären» die spezifische Methode der Geistes- und Kulturwissenschaften definierte. In Frage steht vielmehr die allen Wissenschaften gemeinsame Operation des Verständlichmachens, das über die blossе Registrierung und Kenntnisnahme hinausgeht. Eine Geschichte verstehen heisst nicht nur Fakten kennen, sondern den Zusammenhang erfassen, der diese zu einer Geschichte fügt; Gleiches gilt vom Verstehen des Aufbaus und der Funktionsweise eines Organs. Solches Zusammenhangsverstehen ermöglicht dem Betrachter, einen Gegenstand in seiner Ganzheit und inneren Logik zu erschliessen; zugleich kann das kognitive Erfassen zur Grundlage praktischer Intervention und Anwendung werden. Wer eine Sache versteht, weiss auch, wie er mit ihr umzugehen hat, und möglicherweise, wie er sie beherrschen kann. Dies gilt für natürliche wie für soziale Zusammenhänge.

Wenn wir sagen, dass die Arbeit der Wissenschaft nicht der blossen Vermehrung der Kenntnisse, sondern der Vertiefung des Verständnisses dient, so beinhaltet dieses Verständnis in Wahrheit mehreres: das Durchdringen der erforschten Phänomene ebenso wie die Interpretation der gewonnenen Erkenntnisse, schliesslich das Bild der Welt und des Menschen, das sich mit dem Fortgang des Wissens verändert. Beides ist nicht voneinander abzulösen – das Vordringen in neue Bereiche und Gewinnen neuer Erkenntnisse und die reflexive Frage nach der Interpretation dessen, *was* hier erforscht wird, welches der Gehalt der Forschungsergebnisse und welches ihre Bedeutung für unsere Vorstellung der Welt und des Menschen ist. Es ist wichtig, die Aufgabe der Wissenschaft als eine zu definieren, zu der beides gehört, die Forschung am Material ebenso wie die reflexive Verständigung über den Gegenstand und das eigene Tun, auch wenn diese Reflexion nicht jeden Schritt der Forschungsarbeit begleitet.

In diesem Sinn ist auch die gängige Rede von Wissensproduktion eine verkürzende, tendenziell verfälschende Formel für das, was Wissenschaft tut und worum es ihr geht. Erkenntnis wird nicht produziert, wie Dinge hergestellt werden, und ihre Leistung bemisst sich nicht nach dem Modell von Warenproduktion und Wertschöpfung. Wissenschaft bringt nicht einfach Wissensbestände hervor, sondern prägt Denkformen und nimmt am gesellschaftlichen Prozess der Deutung und Neubeschreibung der Welt teil. Jede wissenschaftliche Innovation – in Nanowissenschaften und Life Sciences ebenso wie in Ethnologie oder Medienphilosophie – verändert unser Bild der Welt. Die Reflexion darauf gehört mit zur Wissenschaft selbst. Sich darüber klar zu werden und darüber Rechenschaft abzulegen, was man tut und welches die Bedeutung der eigenen Aussagen ist, ist nicht nur eine politische, sondern eine intellektuelle Pflicht der Wissenschaft.

### *3. Vom Verstehen zum Sichverstehen des Menschen*

Über diese erste Reflexion der Wissenschaft geht eine zweite hinaus. Gilt die erste dem Gegenstand, so die zweite dem Subjekt des Wissens. Es ist die Besinnung auf den Menschen, welcher Wissenschaft betreibt und die Welt und sich selbst erkennen will. Die Rückbeziehung auf den Menschen gehört schon zum ursprünglichen Wissenwollen, von dem wir ausgingen: Erkenntnis als Selbstzweck meint keine abstrakte Selbstbezüglichkeit des Forschungsbetriebs, sondern dies, dass der Mensch Erkenntnis um ihrer selbst willen erstrebt, ja, dass er selbst der letzte Zweck ist, um dessentwillen Erkenntnis erstrebt wird. Erkennen um der Erkenntnis willen ist Erkenntnis um des Menschen willen. Dies bedeutet, dass die Selbstaufklärung der Wissenschaft auch eine Verständigung über den Menschen ist, der erkennen will und um dessentwillen Wissenschaft betrieben wird.



Diese Reflexion drängt sich etwa dort auf, wo die Verantwortung der Wissenschaft gegenüber der Gesellschaft zur Diskussion steht. Dass Wissenschaft nicht nur das Wissen mehren, sondern der Menschheit zu Nutzen sein soll, ist eine neuzeitliche Zielvorstellung, die im 20. Jahrhundert durch die umfassendere Leitidee der Verantwortung ergänzt worden ist.<sup>10</sup> Besondere Virulenz hat diese nicht zufällig im Bereich der Technik erhalten, wo sie zum Postulat einer neuen Verantwortungsethik für die technologische Zivilisation<sup>11</sup> geführt hat. Dass Wissen Verantwortung beinhaltet, ist seit der Antike exemplarisch für das ärztliche Handeln reflektiert worden. In den vergangenen Jahrzehnten haben sich internationale Gremien der Wissenschaftsorganisation<sup>12</sup> darum bemüht, allgemeine Kriterien ethischer Verantwortung für Forschung und Technik zu bestimmen, wobei sich ein Dilemma darin gezeigt hat, dass zwar über bestimmte Zielbestimmungen wie Gerechtigkeit, Gesundheit oder Nachhaltigkeit kein Dissens besteht, doch deren Konkretisierung nicht unabhängig vom Menschenbild und den Wertvorstellungen erfolgen kann, die sich historisch und mit den Kulturen verändern – und die zudem für die Wissenschaft keine vorgegebene Norm sind, sondern in ihrem Horizont selbst zur Diskussion stehen und durch sie geprägt werden.

Verlangt ist eine Reflexion auf die Interferenz zwischen der Wissenschaft und dem Bild vom Menschen. Zu verdeutlichen ist sowohl, welche Auswirkungen Forschungsrichtungen – etwa der Informatik, der Neurowissenschaften, der Literaturtheorie oder der Geschlechterforschung – auf unser

<sup>10</sup> Vgl. Jürgen Mittelstraß, «Forschung zwischen Wahrheit, Nutzen und Verantwortung», in: ders., *Die Häuser des Wissens. Wissenschaftstheoretische Studien*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1998, S. 67–90.

<sup>11</sup> Hans Jonas, *Das Prinzip Verantwortung. Versuch einer Ethik für die technologische Zivilisation*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1979.

<sup>12</sup> So der Internationale Wissenschaftsrat (International Council for Science, ICSU) und die World Commission on the Ethics of Scientific Knowledge and Technology (COMEST) der UNESCO.

Verständnis vom Menschen haben, wie umgekehrt, in welcher Weise sich das jeweilige Menschenbild in der Praxis und im Selbstverständnis der Wissenschaften niederschlägt. Kulturelle Leitvorstellungen wie die Idee der Willensfreiheit werden durch Befunde der Hirnforschung hinterfragt, Gentechnik und Künstliche-Intelligenz-Forschung scheinen die Grenzen zwischen Mensch, Tier und Maschine zur Disposition zu stellen, historische und kulturwissenschaftliche Strömungen affizieren unser Bild vom guten Leben. Zur Selbstaufklärung der Wissenschaft gehört die kritische Reflexion auf diese Wechselwirkung, die nicht nur unsere Vorstellung, sondern auch unser praktisches Verhalten zur Natur, zu anderen Menschen und zu uns selbst beeinflusst. Ob wir den Menschen als Handlungssubjekt, als informationsverarbeitendes System oder als biotechnisch zu optimierenden Organismus betrachten, sind nicht nur begriffliche Festlegungen der wissenschaftlichen Untersuchung. Selbstredend sind solche Perspektivierungen Voraussetzung spezialisierter Forschung. Doch stehen sie im weiteren Horizont dessen, wie wir uns verstehen und verstehen wollen, und Wissenschaft steht auch vor der Aufgabe, sich Klarheit darüber zu verschaffen, welche Festlegungen sie durch ihre methodischen und inhaltlichen Prämissen trifft.

Inwiefern aber und in welcher Weise ist die Frage nach dem Menschen Gegenstand der Wissenschaften? In direkter Form wird sie in der Philosophie gestellt, und sie kommt unter vielen Facetten in unterschiedlichsten Disziplinen, von der Biologie über die Kulturanthropologie bis zur Theologie und Rechtswissenschaft, zur Sprache. In einer besonderen Weise gehört die Frage nach dem Menschen zum Themenkreis der Geistes-, Kultur- und Sozialwissenschaften, die sich mit der vom Menschen hervorgebrachten Welt befassen: mit sozialen Institutionen und kulturellen Traditionen, Kunst und Religion, Sprachen und Geschichte. Sofern diese Gegenstände Äusserungen

des menschlichen Lebens sind,<sup>13</sup> artikuliert sich in ihnen zugleich ein bestimmtes Verständnis vom Menschen. Ob Kulturwissenschaften mit persischer Lyrik, mit sozialen Bewegungen des 19. Jahrhunderts oder mit alten Gräbern zu tun haben, immer geht es auch darum, wie Menschen in solchen Gegenständen ihr Bild der Welt und ihr Verständnis von sich selbst zum Ausdruck gebracht haben. Kulturwissenschaften stellen gegenüber dieser Selbstinterpretation des Lebens eine Reflexion zweiter Stufe dar: Sie reflektieren die Verständigung über sich selbst, die sich im sozialen Leben vollzieht und von welcher die Werke und Geschichten der Menschen Zeugnis ablegen. Indem Wissenschaft diese Verständigung reflektiert, nimmt sie selbst an ihr teil. Kunsttheoretische Diskussionen sind nicht nur Reflex künstlerischer Bewegungen, sondern mit ihnen verschränkt, aus ihnen kommend und in sie eingehend. Kulturwissenschaften sind selbst Teil der Kultur, sie gehen ein in den Prozess der Selbstausslegung des Lebens, der ihr Gegenstand ist.

In alledem wird deutlich, inwiefern Wissenschaft nicht einfach Fachkenntnisse erarbeitet. Das Streben des Menschen nach Wissen will nicht nur in die Tiefe der Dinge und die Weiten des Alls vordringen, sondern auch über das Wissen selbst und über den Menschen, um den es in allem Wissen letztlich geht, Einsicht gewinnen. Nun sind es klarerweise zwei voneinander unterschiedene Ausrichtungen des Wissens, mit denen wir hier zu tun haben. Die fachwissenschaftliche Forschung folgt ihrer je spezifischen Themenstellung und ist nicht als solche der reflexiven Verständigung über den Menschen gewidmet. In gewisser Weise wird diese Besinnung stellvertretend durch die Geisteswissenschaften geleistet, ohne deren exklusive Aufgabe zu

<sup>13</sup> Wilhelm Dilthey, *Der Aufbau der geschichtlichen Welt in den Geisteswissenschaften* (1910), hrsg. und eingeleitet von Manfred Riedel, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1970, S. 177ff.

sein. Man mag darin einen entfernten Reflex ihrer Stellung in der alten Universität sehen, in welcher die Artistenfakultät, Vorgängerin der Philosophischen Fakultät, die Aufgabe hatte, auf das Studium der höheren Fakultäten – Theologie, Medizin, Jurisprudenz – vorzubereiten. Ging es dort um vorbereitende Grundlagen, so hier um eine weiterführende Reflexion, die den Sinn des Wahrheitsstrebens und seinen Ort in der menschlichen Existenz zum Thema macht. Es ist eine Reflexion, die mit zum Telos der Wissenschaften im Ganzen gehört, auch wo sie nicht den eigenen Untersuchungsgegenstand ihrer Disziplinen bildet.

#### *4. Die Idee der Humanität und die offene Einheit der Wissenschaft*

Am Menschen als Referenzpunkt der Wissenschaft festhalten heisst, für eine Wissenskultur eintreten, die an der Idee der Humanität als Regulativ der Forschung festhält. Die Idee des Menschen in seiner Autonomie und Würde, aber auch seiner Endlichkeit als Bezugspunkt wissenschaftlicher Arbeit ernst nehmen heisst, sich («post-» oder «transhumanistischen») Tendenzen widersetzen, die auf eine Welt jenseits des (genetisch perfektionierten, durch Computer substituierten) Menschen gerichtet sind; es heisst, sich einer Entwicklung der Wissenschaft widersetzen, die diese zum verselbständigten Betrieb werden lässt und von den Fragen, der Lebensform und dem Wahrheitswillen des Menschen ablöst.

Es könnte naheliegend scheinen, die Reflexion über Voraussetzungen und Ziele der Wissenschaft gleichsam arbeitsteilig bestimmten Disziplinen zuzuweisen, sei es der Wissenschaftsforschung, der kritischen Sozialwissenschaft oder der Philosophie. Wenn hier im Gegenzug zu solcher spezialisierter Zuständigkeit die Selbstreflexion der Wissenschaft als Aufgabe der Wissenschaftskultur im Ganzen behauptet und gleichzeitig an der spezifi-

schen Nähe festgehalten wird, die zwischen den Geistes- und Kulturwissenschaften und der Frage nach dem Menschen besteht, so ist die Betonung dieser Nähe nicht im Sinne der vieldiskutierten These der «Zwei Kulturen» zu verstehen.<sup>14</sup> Wissenschaft ist nicht entlang der Trennlinie zwischen geisteswissenschaftlich-literarischer und naturwissenschaftlich-technischer Kultur in zwei Welten aufgeteilt. Allerdings kann es ebenso wenig befriedigen, diese Opposition einfach als Mythos zurückzuweisen und dagegen das Programm einer Einheitswissenschaft mit homogener Methodik und Wissenschaftssprache zu postulieren. Zum irreversiblen Gang der Wissenschaften gehört die Herausbildung nicht nur differenzierter Sachgebiete, sondern unterschiedlicher Sprach- und Denkformen, die nicht in ein Vokabular zu übersetzen und in eine Auffassungsweise zu integrieren sind. Doch sind es nicht zwei, sondern viele unterschiedliche Wissenschaftstypen, mit denen wir hier zu tun haben. Ein Humangeograph und eine Mathematikerin, ein Chemiker und eine Linguistin – sie alle leben in ihren Welten, die sich teilweise fremd sind, und sprechen ihre Sprachen, die sich nur partiell verstehen. Gleichwohl sind weder die Welten noch die Sprachen in sich abgeschlossen. Wenn zwar in den vergangenen Jahrzehnten oft die tiefgreifende Differenz kultureller Denk- und Orientierungsmuster betont worden ist, so ist doch die Heterogenität nicht das letzte Wort. Zwischen den Sprachen und Kulturen der Menschen ist grundsätzlich Verständigung möglich; auch wenn die Übersetzung nie vollendet ist, gibt es im absoluten Sinn kein Unübersetzbares. Ähnlich gilt für die Spezifizierungen der Wissenschaften, dass sie als Ausprägungen des

<sup>14</sup> Charles Percy Snow, «Die zwei Kulturen» (1959), in: Helmut Kreuzer (Hrsg.), *Die zwei Kulturen. Literarische und naturwissenschaftliche Intelligenz. C. P. Snows These in der Diskussion*, München: dtv 1987.

menschlichen Wissenwollens einem wechselseitigen Verstehen prinzipiell offen stehen und zugleich sich gegenseitig angehen.<sup>15</sup>

Das Wissen der Menschheit, das die klassischen Enzyklopädien im systematischen Überblick sichern wollten, hat sich in eine Vielzahl von Wissensgebieten entfaltet, die nicht nur keiner in ihrer inhaltlichen Fülle überschauen, sondern deren unterschiedliche Frageperspektiven, methodische Zugänge und Sprachformen kein Einzelner mehr sich aneignen kann. Die heutige Utopie der Wissenschaft ist die einer Einheit in der Vielfalt. Es ist eine Einheit nicht als inhaltlich umfassendes, stufenweise expandierendes Wissen, sondern als gemeinsame Form eines Forschens, das auf das Erkennen der Welt und das Verstehen des Menschen gerichtet ist. Diese verbindende Form wissenschaftlicher Arbeit bildet die Universalsprache, in welcher Wissenschaften sich verständigen.

Eine solche Einheit ist in der heutigen Forschung auf zwei Ebenen verlangt: Zum einen geht es um die Herausforderung durch neuartige (theoretische, technische, ethische) Probleme, für die keine einzelne Disziplin mehr Kompetenz beanspruchen kann, sondern die nur einer multi- und transdisziplinären Perspektive zugänglich sind. Gegenläufig zur fortschreitenden Ausdifferenzierung führt die Wissenschaftsentwicklung zu neuen Verflechtungen, in denen nicht nur thematische Teilbereiche sich zusammenfügen, sondern Fragestellungen und Methoden sich in neuer Weise verschränken. Zum anderen geht es, jenseits der partikularen Netzwerke und Forschungscluster, um die offene Einheit der Wissenschaft im Ganzen. Auch hier geht es um mehr als um die nicht mehr regulierbare Überfülle einer universalen

<sup>15</sup> Ähnlich Karl Jaspers mit Bezug auf die grossen Weltkulturen: Karl Jaspers, *Vom Ursprung und Ziel der Geschichte* (1949), München: Piper 81983, S. 27; vgl. Paul Ricoeur, *Sur la traduction*, Paris: Bayard 2004.

Wissensproduktion. Es geht um eine Arbeit des Erkennens, die einer geteilten Verpflichtung zur Wahrheit und zum Verstehen entstammt. Für die einzelnen Wissenschaften stellt die Idee der wechselseitigen Verständigung eine Herausforderung dar, der sie sich neben den Erfordernissen ihrer je fachspezifischen Forschung zu stellen haben.

So haben wir einen zweifachen Fluchtpunkt, der die Leitidee der Wissenschaft – damit auch der Universität – definiert: Er liegt zum einen in der Idee der Humanität, zum anderen in der offenen Einheit der Wissenschaften. Beide Ideen stehen nicht getrennt nebeneinander. Die Rückbesinnung auf die Idee des Menschen, von der her sich das Mass und Worumwillen aller Forschung bestimmt, ist eine, die der Wissenschaft als solcher aufgegeben ist und die sich nur in der Verständigung zwischen den Wissenschaften vollziehen kann. Auch ohne dass diese Verständigung zu einer abschließenden Theorie oder letzten Weltformel führt, definiert sie die Richtung, in welcher Wissenschaft wie von jeher, so auch heute voranschreitet, solange sie sich der Suche nach Wahrheit und dem Ideal der Humanität verpflichtet weiss.

## Basler Universitätsreden

- Heft 1 Ruck, Erwin, Prof. Dr.: Die Rechtsstellung der Basler Universität. Rektoratsrede. 20 Seiten, 1929, vergriffen.
- Heft 2 Bächtold, Hermann, Prof. Dr.: Wie ist Weltgeschichte möglich? Rektoratsrede. 34 Seiten, 1930, vergriffen.
- Heft 3 Doerr, Robert, Prof. Dr.: Werden, Sein und Vergehen der Seuchen. Rektoratsrede. 25 Seiten, 1931, vergriffen.
- Heft 4 Fichter, Friedrich, Prof. Dr.: Das Verhältnis der Anorganischen zur Organischen Chemie. Rektoratsrede. 28 Seiten, 1932, vergriffen.
- Heft 5 Staehelin, Ernst, Prof. Dr.: Liberalismus und Evangelium. Die Stellung des schweizerischen Protestantismus zum Aufbruch des Liberalismus in der Regenerationszeit. 60 Seiten, 1933, vergriffen.
- Heft 6 Labhardt, Alfred, Prof. Dr.: Die natürliche Rolle der Frau im Menschheitsproblem und ihre Beeinflussung durch die Kultur. Rektoratsrede. 29 Seiten, 1934, vergriffen.
- Heft 7 Häberlin, Paul, Prof. Dr.: Über akademische Bildung. Rektoratsrede. 31 Seiten, 1935, vergriffen.
- Heft 8 Haab, Robert, Prof. Dr.: Krisenrecht. Rektoratsrede. 24 Seiten, 1936, vergriffen.
- Heft 9 Mangold, Fritz, Prof. Dr.: Die Bevölkerung und die Bevölkerungspolitik Basels seit dem 15. Jahrhundert. Rektoratsrede. 32 Seiten, 1938, vergriffen.
- Heft 10 Staehelin, Ernst, Prof. Dr.: Vom Ringen um die christliche Grundlage der Schweizerischen Eidgenossenschaft seit der Geltung der Bundesverfassung von 1874. Rektoratsrede. 37 Seiten, 1939, vergriffen.
- Heft 11 Buxtorf, August, Prof. Dr.: Die Anfänge der geologischen Erforschung des nordschweizerischen Jura-gebirges. Rektoratsrede. 23 Seiten, 1940, vergriffen.
- Heft 12 Ludwig, Eugen, Prof. Dr., Rektor; Bonjour, Edgar, Prof. Dr.; Oeri, Hans Georg, cand. phil.: Akademische Jubiläumsfeier des Eidgenössischen Bundes von 1291. Ansprachen. 26 Seiten, 1941, vergriffen.
- Heft 13 Ludwig, Eugen, Prof. Dr.: Vom Wesen, von den Aufgaben und von den Grenzen der Morphologie. Rektoratsrede. 22 Seiten, 1941, vergriffen.
- Heft 14 Von der Mühl, Peter, Prof. Dr.: Über das naturgemässe Leben der alten Athener. Rektoratsrede. 39 Seiten, 1942, vergriffen.
- Heft 15 Gantner, Joseph, Prof. Dr.: Akademische Feier zum 400. Todestag Hans Holbeins d.J. Gedenkrede. 28 Seiten, 1943, vergriffen.
- Heft 16 Reinhard, Max, Prof. Dr.: Über die Entstehung des Granits. Rektoratsrede. 38 Seiten, 1943, vergriffen.
- Heft 17 Henschen, Carl, Prof. Dr.: Die soziale Sendung des Arztes. Rektoratsrede. 36 Seiten, 1944, vergriffen.
- Heft 18 Henschen, Carl, Prof. Dr.: Entwicklungsnotwendigkeiten der Hochschule. Rektoratsrede. 46 Seiten, 1945, vergriffen.



- Heft 19 Bonjour, Edgar, Prof. Dr.; Muschg, Walter, Prof. Dr.: Pestalozzi-Feier. Ansprachen. 30 Seiten, 1946, vergriffen.
- Heft 20 Bonjour, Edgar, Prof. Dr.: Europäisches Gleichgewicht und Schweizerische Neutralität. Rektoratsrede. 32 Seiten, 1946, vergriffen.
- Heft 21 Portmann, Adolf, Prof. Dr.; Staehelin, Ernst, Prof. Dr.: Alexandre Vinet. Gedenkreden. 37 Seiten, 1947, vergriffen.
- Heft 22 Portmann, Adolf, Prof. Dr.: Von der Idee des Humanen in der gegenwärtigen Biologie. Rektoratsrede. 25 Seiten, 1947, vergriffen.
- Heft 23 von Salis, Arnold, Prof. Dr.: Jacob Burckhardts Vorlesungen über die Kunst des Altertums. Gedenkrede, mit einer Einführung des Rektors Prof. Dr. Adolf Portmann. 29 Seiten, 1947.
- Heft 24 Spiess, Otto, Prof. Dr.: Die Mathematiker Bernoulli. Gedenkrede mit einer Einführung des Rektors Prof. Dr. John E. Staehelin. 34 Seiten, 1948.
- Heft 25 Staehelin, John E., Prof. Dr.: Gegenwartskrise und Psychiatrie. Rektoratsrede. 25 Seiten, 1948, vergriffen.
- Heft 26 Muschg, Walter, Prof. Dr.; Jaspers, Karl, Prof. Dr.: Goethe-Feier. Ansprachen. 33 Seiten, 1949, vergriffen.
- Heft 27 Muschg, Walter, Prof. Dr.: Bachofen als Schriftsteller. Rektoratsrede. 32 Seiten, 1949.
- Heft 28 Speiser, Andreas, Prof. Dr.: Über die Freiheit. Rektoratsrede. 20 Seiten, 1950.
- Heft 29 Gigon, Alfred, Prof. Dr.: Gedanken über Ernährung und Wachstum. 32 Seiten, 1951, vergriffen.
- Heft 30 Gantner, Joseph, Prof. Dr.: Leonardo da Vinci. Gedenkrede. 30 Seiten, 1952, vergriffen.
- Heft 31 Ludwig, Carl, Prof. Dr.: Der Sühnegedanke im schweizerischen Strafrecht. Rektoratsrede. 28 Seiten, 1952, vergriffen.
- Heft 32 Kaegi, Werner, Prof. Dr.: Castello und die Anfänge der Toleranz. Gedenkrede, mit einer Einführung des Rektors Prof. Dr. Walther Eichrodt. 30 Seiten, 1953, vergriffen.
- Heft 33 Eichrodt, Walther, Prof. Dr.: Krise der Gemeinschaft in Israel. Rektoratsrede. 22 Seiten, 1953.
- Heft 34 Muschg, Walter, Prof. Dr.: Jeremias Gotthelf. Gedenkrede. 24 Seiten, 1954, vergriffen.
- Heft 35 Gantner, Joseph, Prof. Dr.: Das Problem der Persönlichkeit in der bildenden Kunst. Rektoratsrede. 27 Seiten, 1954.
- Heft 36 Kuhn, Werner, Prof. Dr.: Die Gestalt grosser Moleküle als Beispiel für das Wesen spezieller und allgemeiner Forschung. Rektoratsrede. 21 Seiten, 1955, vergriffen.
- Heft 37 Einaudi, Luigi, S. E., Prof. Dr.: Jean-Jacques Rousseau, la teoria della volontà generale e del partito guida e il compito degli universitari. Rede mit Begrüssungsworten von Prof. Dr. Harald Fuchs. 18 Seiten, 1956, vergriffen.
- Heft 38 Wackernagel, Jacob, Prof. Dr.: Über die Steuergerechtigkeit. Rektoratsrede. 28 Seiten, 1956, vergriffen.

- Heft 39 Werthemann, Andreas, Prof. Dr.: Wandlungen im Krankheitsgeschehen. Rektoratsrede. 28 Seiten, 1957.
- Heft 40 Huber, Paul, Prof. Dr.: Atomenergie und Universität. Rektoratsrede. 25 Seiten, 1958.
- Heft 41 Werthemann, Andreas, Prof. Dr.: Die Stellung der Pathologie in der Medizin. Rektoratsrede. 26 Seiten, 1959.
- Heft 42/43 Jaspers, Karl, Prof. Dr.: Wahrheit und Wissenschaft. – Portmann, Adolf, Prof. Dr.: Naturforschung und Humanismus. Akademische Reden bei der Fünfhundertjahrfeier der Universität. 56 Seiten, 1960.
- Heft 44 Staehelin, Ernst, Prof. Dr.: Festrede bei der Fünfhundertjahrfeier der Universität im Münster. 18 Seiten, 1960.
- Heft 45 Staehelin, Ernst, Prof. Dr.: Die Wiederbringung aller Dinge. Rektoratsrede. 45 Seiten, 1960, vergriffen.
- Heft 46 Salin, Edgar, Prof. Dr.: Berufung und Beruf. Rektoratsrede. 46 Seiten, 1961, vergriffen.
- Heft 47 Kisch, Guido, Prof. Dr.: Bonifacius Amerbach. Gedenkrede. 32 Seiten, 1962, vergriffen.
- Heft 48 Geigy, Rudolf, Prof. Dr.: Der Sprung in die Selbständigkeit. Entwicklungshilfe und Menschheitsproblem. Rektoratsrede. 22 Seiten, 1962.
- Heft 49 Salmony, H. A., Prof. Dr.; van Oyen, Hendrik, Prof. Dr.: Kierkegaard-Gedenkfeier. Eröffnungsansprache und Vortrag «Kierkegaards «Meldung an die Geschichte»». 34 Seiten, 1963.
- Heft 50 Imboden, Max, Prof. Dr.: Johannes Bodinus und die Souveränitätslehre. Rektoratsrede. 31 Seiten, 1963, vergriffen.
- Heft 51 Stamm, Rudolf, Prof. Dr.: Wer war Shakespeare? Shakespeare-Gedenkfeier, mit einer Einführung des Rektors Prof. Dr. Max Imboden. 31 Seiten, 1964.
- Heft 52 Imboden, Max, Prof. Dr.: Die Neugestaltung der schweizerischen Universitäten. Rektoratsrede. 29 Seiten, 1964.
- Heft 53 Churchill-Gedenkfeier. Einleitende Worte von Rektor Prof. Dr. G. Wolf-Heidegger. Ansprache von Oberstkorpskommandant Dr. Alfred Ernst. 17 Seiten, 1965.
- Heft 54 Wolf-Heidegger, Gerhard, Prof. Dr.: Über die Transplantation von Organen und Organteilen beim Menschen. Rektoratsrede. 53 Seiten, 1965.
- Heft 55 Dante-Gedenkfeier. Einleitende Worte von Rektor Prof. Dr. G. Wolf-Heidegger. Ansprache von Prof. Dr. Giuseppe Zamboni. 41 Seiten, 1966, vergriffen.
- Heft 56 Wolf-Heidegger, Gerhard, Prof. Dr.: Über das Bild des Arztes in Dichtung und Literatur. Rektoratsrede 1966. 84 Seiten, 1967, vergriffen.
- Heft 57 Wyss, Bernhard, Prof. Dr.: Vom verborgenen griechischen Erbe. Rektoratsrede 1967. 34 Seiten, 1968, vergriffen.
- Heft 58 Kaegi, Werner, Prof. Dr.: Jacob Burckhardt und sein Jahrhundert. Gedenkfeier. 26 Seiten, 1968, vergriffen.

- Heft 59 Cullmann, Oscar, Prof. Dr.: Die ökumenische Aufgabe heute im Lichte der Kirchengeschichte. Das Ineinander von Universalismus und Konzentration als ökumenisches Problem. Rektoratsrede. 25 Seiten, 1968, vergriffen.
- Heft 60 Gedenkfeier für Karl Jaspers. Ansprachen, gehalten von Prof. K. Rossmann, Prof. Jeanne Hersch, Regierungspräsident Dr. L. Burckhardt, Prof. H. A. Salmony, Dr. Hannah Arendt, Dr. H. Saner. 23 Seiten, 1969.
- Heft 61 Erasmus ehedem und heute (1469–1969). Gedenkrede von Prof. Dr. Werner Kaegi mit einleitenden Worten des Rektors Prof. Dr. Kurt Eichenberger. 30 Seiten, 1969, vergriffen.
- Heft 62 Eichenberger, Kurt, Prof. Dr.: Leistungsstaat und Demokratie. Rektoratsrede. 29 Seiten, 1969, vergriffen.
- Heft 63 Bloch, Alfred, Prof. Dr.: Worin reicht Gandhis Bedeutung über Indien hinaus? 26 Seiten, 1970.
- Heft 64 Wenk, Eduard, Prof. Dr.: Von Kristallen und Gesteinen. Rektoratsrede. 17 Seiten, 1970.
- Heft 65 Rintelen, Friedrich, Prof. Dr.: Zur gegenwärtigen Situation der Universität Basel. Rektoratsrede. 22 Seiten, 1971, vergriffen.
- Heft 66 Bombach, Gottfried, Prof. Dr.: Neue Dimensionen der Lehre von der Einkommensverteilung. Rektoratsrede. 33 Seiten, 1972, vergriffen.
- Heft 67 Bombach, Gottfried, Prof. Dr.: Inflation als wirtschafts- und gesellschaftspolitisches Problem. Rektoratsrede. 35 Seiten, 1973.
- Heft 68 Zollinger, Hans Ulrich, Prof. Dr.: Medizin am Scheideweg. Rektoratsrede. 24 Seiten, 1974, vergriffen.
- Heft 69 Zollinger, Hans Ulrich, Prof. Dr.: Die Aufgaben der modernen Pathologie in Dienstleistung, Lehre und Forschung. Rektoratsrede. 22 Seiten, 1975.
- Heft 70 Gossen, Carl Theodor, Prof. Dr.: Von Sprachdirigismus und Norm. Rektoratsrede. 29 Seiten, 1976.
- Heft 71 Tamm, Christoph, Prof. Dr.: Organische Chemie: Gegenwart und Zukunft. Rektoratsrede. 22 Seiten, 1977.
- Heft 72 Tamm, Christoph, Prof. Dr.: Die Verantwortung des Naturwissenschaftlers. Rektoratsrede. 27 Seiten, 1978.
- Heft 73 Vischer, Frank, Prof. Dr.: Industrielle Arbeit im Rechtssystem. Rektoratsrede. 27 Seiten, 1979.
- Heft 74 Vischer, Frank, Prof. Dr.: Monopol und Freiheit in Wissenschaft und Kunst. Rektoratsrede. 28 Seiten, 1980.
- Heft 75 Lochman, Jan Milic, Prof. Dr.: Wahrheitseifer und Toleranz. Rektoratsrede. 24 Seiten, 1981.
- Heft 76 Lochman, Jan Milic, Prof. Dr.: Im Namen Gottes des Allmächtigen! Rektoratsrede. 27 Seiten, 1982, vergriffen.
- Heft 77 Kielholz, Paul, Prof. Dr.: Depressionen – Forschung und Prophylaxe. Rektoratsrede. 27 Seiten, 1983.

- Heft 78 Hill, Wilhelm, Prof. Dr.: Auf der Suche nach einem neuen Rationalitätsverständnis der Führung. Rektoratsrede. 24 Seiten, 1984.
- Heft 79 Hill, Wilhelm, Prof. Dr.: Die Qualität der Universität. Rektoratsrede. 25 Seiten, 1985, vergriffen.
- Heft 80 Arber, Werner, Prof. Dr.: Universitäre Ausbildung und Ansprüche des beruflichen Alltags. Rektoratsrede. 20 Seiten, 1986.
- Heft 81 Arber, Werner, Prof. Dr.: Erbgut – der Schlüssel zum Reichtum der belebten Natur. Rektoratsrede. 26 Seiten, 1987.
- Heft 82 Pfaltz, Carl Rudolf, Prof. Dr.: Sprache und Musik – Sinnesphysiologische Aspekte menschlicher Kommunikation. Rektoratsrede. 22 Seiten, 1988.
- Heft 83 Pfaltz, Carl Rudolf, Prof. Dr.: Medizinische Forschung im Spannungsfeld von Staat und Gesellschaft. Rektoratsrede. 31 Seiten, 1989.
- Heft 84 von Weizsäcker, Carl Friedrich, Prof. Dr.: Theologie heute – Reflexionen nach der Basler Konvokation. 24 Seiten, 1990.
- Heft 85 lic. phil. Dorothee Huber, Prof. Dr. phil. Stanislaus von Moos, Prof. Dr. med. Carl Rudolf Pfaltz, Dr. phil. Josef Zwicker: 50 Jahre Kollegienhaus der Universität Basel. 76 Seiten, 1991.
- Heft 86 Pestalozzi, Karl, Prof. Dr.: Sprachkritik und deutsche Literatur im 20. Jahrhundert. Rektoratsrede. 29 Seiten, 1990.
- Heft 87 Pestalozzi, Karl, Prof. Dr.: Zur Aufgabe der Geisteswissenschaften. Rektoratsrede. 24 Seiten, 1991.
- Heft 88 Wildhaber, Luzius, Prof. Dr.: Menschen- und Minderheitenrechte in der modernen Demokratie. Rektoratsrede. 25 Seiten, 1992.
- Heft 89 Stratenwerth, Günter, Prof. Dr.: Das Strafrecht in der Krise der Industriegesellschaft. Rektoratsrede. 23 Seiten, 1993.
- Heft 90 Güntherodt, Hans-Joachim, Prof. Dr.: Physik der kondensierten Materie. Betrachtungen zu Kollektiv und Einzelatom. Rektoratsrede. 26 Seiten, 1994.
- Heft 91 Güntherodt, Hans-Joachim, Prof. Dr.: Der Schritt in die Autonomie. Chance und Verpflichtung für die Universität Basel. Rektoratsrede. 20 Seiten, 1995.
- Heft 92 Frey, René L., Prof. Dr.: Ökonomie und Politik: Über die Schwierigkeit der wirtschaftspolitischen Beratung. Rektoratsrede. 23 Seiten, 1996.
- Heft 93 Frey, René L., Prof. Dr.: Universitäten im Aufbruch. Volkswirtschaftliche Analyse der gegenwärtigen Reformen. Rektoratsrede. 23 Seiten, 1997.
- Heft 94 Latacz, Joachim, Prof. Dr.: Fruchtbare Ärgernisse: Nietzsches «Geburt der Tragödie» und die gräzistische Tragödienforschung. Rede 1994. 42 Seiten, 1998.

Mit Heft 95 hat der Verlag Schwabe AG · Basel die Reihe der Basler Universitätsreden vom Verlag Helbing & Lichtenhahn · Basel-Frankfurt/Main in sein Programm übernommen. Alle vorrätigen Hefte sind bei Schwabe lieferbar.

- Heft 95 Gäbler, Ulrich, Prof. Dr.: Religion und Schweizerische Eidgenossenschaft. Rektoratsrede. 19 Seiten, 1998.
- Heft 96 Pestalozzi, Karl; Stingelin, Martin (Hrsg.): Walter Muschg (1898–1965). Gedenkreden zum 100. Geburtstag gehalten an der Feier in der Alten Aula am 20. Mai 1998. 66 Seiten, 1999.
- Heft 97 Gäbler, Ulrich, Prof. Dr.: «Die Universität ist keine Dressuranstalt». Rektoratsrede. 18 Seiten, 1999.
- Heft 98 Gäbler, Ulrich, Prof. Dr.: Wissenschaft als Dialog. Rektoratsrede. 15 Seiten, 2000.
- Heft 99 Gäbler, Ulrich, Prof. Dr.: Die Basler Universität im Wandel. Ein Zustandsbericht. Rektoratsrede. 16 Seiten, 2001.
- Heft 100 Gäbler, Ulrich, Prof. Dr.: Zeiten des Endes – Ende der Zeiten? Rektoratsrede. 16 Seiten, 2002.
- Heft 101 Plattner, Gian-Reto, Prof. Dr.: Vom Stückwerk zum Ganzen – die Reform der Hochschule Schweiz. Rektoratsrede. 14 Seiten, 2003.
- Heft 102 Gäbler, Ulrich, Prof. Dr.: Hochschulmedizin wohin? Die Medizinische Fakultät in der Universität. Rektoratsrede. 19 Seiten, 2004.
- Heft 103 Gäbler, Ulrich, Prof. Dr.: Wiederkehr der Religion? Rektoratsrede. 19 Seiten, 2005.
- Heft 104 Loprieno, Antonio, Prof. Dr.: Von Sprache, Überzeugung und Universität. Rektoratsrede. 19 Seiten, 2006.
- Heft 105 Loprieno, Antonio, Prof. Dr.: Vom Schriftbild. Rektoratsrede. 42 Seiten, 2007.
- Heft 106 Loprieno, Antonio, Prof. Dr.: Von Wörterbuch und Enzyklopädie. Rektoratsrede. 22 Seiten, 2008.
- Heft 107 Loprieno, Antonio, Prof. Dr.: Von evolutionärer Kulturforschung. Rektoratsrede. 36 Seiten, 2009.
- Heft 108 Angehrn, Emil, Prof. Dr.: Die Wissenschaften und die Frage nach dem Menschen. Rede am Dies academicus. 20 Seiten, 2010.





Das Signet des 1488 gegründeten Druck- und Verlagshauses Schwabe reicht zurück in die Anfänge der Buchdruckerkunst und stammt aus dem Umkreis von Hans Holbein. Es ist die Druckermarke der Petri; sie illustriert die Bibelstelle Jeremia 23,29: «Ist nicht mein Wort wie Feuer, spricht der Herr, und wie ein Hammer, der Felsen zerschmettert?»





